

Slowest Touring und Backhausblues

Zwei Jahre Heimatkarawane: Ein Lernprozess

Bernhard König

Wir wussten nicht, was entstehen würde. Interkulturelles Dorfmusiktheater? Neue schwäbisch-arabische Volkslieder? Blasmusik mit Jonglage? Aber wir wussten, worauf wir bauen konnten: Auf ein wunderbares Team, das nach mehreren Jahren interreligiös-musikalischer Dialogarbeit über ein vielfältiges künstlerisches, pädagogisches, interkulturelles und musikvermittlerisches Handwerkszeug verfügte. Und auf eine Zusammenarbeit zwischen *Trimum* und dem Esslinger Verein *Stave Divers(e)*, die sich bereits bei *Fugato*, einem großen Kooperationsprojekt mit Geflüchteten und der Württembergischen Philharmonie Reutlingen bewährt hatte.

Zwischen November 2019 und April 2020 sollte die *Heimatkarawane* auf der schwäbischen Alb zu theatralischen und musikalischen Begegnungen anstiften: An insgesamt sieben Wochenenden in sieben schwäbischen Ortschaften sollte – so der Plan – eine möglichst bunte Mischung von Menschen aufeinandertreffen. In einem dreitägigen offenen Prozess des Kennenlernens, Sich-Austauschens und Experimentierens zwischen Alt und Jung, Theater- und Musikinteressierte, Zugezogene und Alteingesessene sollte in jeder Stadt etwas Neues entstehen. Und im Idealfall würde sich in diesem Neuen ein verändertes Bild von Heimat widerspiegeln: „Wie klingt das Land heute?“.

Allein unser musikalisches Team deckte in der Summer seiner Akteur*innen einen ungewöhnlich weiten musikalischen Horizont aus verschiedenen europäischen und orientalischen, klassischen und popkulturellen Musiktraditionen ab. Zusammengenommen mit der überschäumenden netzwerkerischen und kommunikativen Energie unserer künstlerischen Gesamtleiterin Babette Ulmer und der theater- und zirkuspädagogischen Expertise unserer Freund*innen von den *Stave Divers(e)* fühlten wir uns für die vor uns liegende Aufgabe gut gerüstet. So freuten wir uns auf sieben abenteuerliche interkulturelle Wochenenden, von denen wir vorab nur so viel wussten: Es sollte nicht um unsere eigenen Ideen und Ausdrucksformen gehen sollte, sondern um das, was wir vor Ort vorfinden würden.

Zu entdecken gab es dann wahrlich vieles – *zu* vieles, um es hier vollständig aufzuzählen. Koffertheater für Kinder traf auf mongolischen Obertongesang, klassisches Cello auf selbstgereimten Rap, Urschwäbisches auf eingewanderte Melodien aus Berlin und Aleppo. Manche Situation mit singender Säge und kopfstehendem Gedicht-Rezitator, mit einem selbst gedichtetem Backhausblues oder einer Tänzerin mit Downsyndrom war so zauberhaft, dass man sie sich vorab nie hätte ausmalen können. Und es entstand, neben dem Vorgefundenen, reichlich Neues, mit dem wir versuchten, die szenisch-musikalischen Puzzlesteine zu verbinden und die titelgebende Frage unseres Projektes einzulösen: „Wie klingt das Land heute?“

Neue Heimatlieder

An fast jedem Karawanen-Wochenende entstanden neue Heimatlieder. In manchen dieser Lieder spiegeln sich, fernab jeder volkstümelnden Idealisierung, vielfältige und schillernde Deutungen von „Heimat“ wider:

Heimat ist...

Heimat ist...
wo der Abwasch auf mich wartet,
wo die Pferde für mich singen
wo die Blumen für mich tanzen
wo der Nachbar nervt.

Diese gottverdammte, wunderbare Heimat
die mich ankotzt und die ich von Herzen lieb
Ich seh mich schon meine Siebensachen packen
und am Ende bleib ich dennoch wieder hier.

Heimat ist...

wo mein Grabstein auf mich wartet
wo mein Klempner mit mir altert
und wo ich, auch wenn ich's leid bin
einfach hingehör'.

Vielfach drückt sich in den Heimatkarawane-Liedern auch eine veränderte regionale Identität aus, für die ortstypische Tradition und kulturelle Diversität kein Widerspruch ist. Ein häufiges Thema ist dabei der nicht immer ganz einfachen Annäherungsprozess zwischen Alteingesessenen und Geflüchteten oder anderen Zugezogenen.

Hoigna (= Hayingen)

Hoigna is a kloines scheenes Städtle,
wo's au vieles gait.
Frier warens bloß baar Häusle,
heit geits viele Leit.
Viel Vereine und a scheehs Naturtheater
brennt uns viele Leit von nah und fern.
Dass des Stedtle sich so stark verändert
Manche megets, manche net so gern.
(Auf eine traditionell orientalische Melodie aus dem Mittelmeerraum)

Dieses Dorf, das hat es in sich

Alle:

Dieses Dorf, das hat es in sich,
es ist randvoll mit Kultur
mit Theater, Blaskapellen,
Chorgesang rund um die Uhr!
Wer zum ersten Mal hier herkommt,
sieht es auf den ersten Blick:
Halb Zwiefalten macht Theater
und der Rest, der macht Musik.

Chor der Alteingesessenen:

Nun wird es allmählich bunter,
neue Menschen kommen her
schwäbisch denn se no ned schwätze,
Blasmusik fällt ihnen schwer.
Ihre Lieder und Geschichten
kannten wir bislang noch nicht,
Kennenlernen dauert, wenn man
nicht die gleiche Sprache spricht.

Chor der Geflüchteten:

Ganz von vorne anzufangen,
sprechen lernen wie ein Kind,
ist nicht leicht, doch es ist wichtig,
weil wir hier zu Hause sind.
Wenn man fremd ist, ist man anfangs
noch ein kleines bisschen scheu
Eure Lieder, Bräuche, Feiern
sind für uns noch ziemlich neu.

(Auf die Melodie „Eine Insel mit zwei Bergen“ aus der Augsburger Puppenkiste)

Der fehlende Brückenfeiler

Keine Frage: Der musikalische Brückenschlag zwischen denen, die da waren, gelang an allen sechs Stationen ebenso lustvoll wie mühelos. Unter den Teilnehmer*innen waren viele Neugierige und „Naigschmeckte“, die gemeinsam ein überaus vielfältiges Bild von „Heimat“ auf die örtlichen Bühnen brachten. Da waren geflüchtete Jessid*innen, die in ihrem Herkunftsland Entsetzliches erlebt hatten und dankbar waren, auf der Alb ein sicheres Zuhause gefunden zu haben. Da waren immer wieder Menschen, die es als People of Colour, LGBT-Personen oder auch einfach nur als Zugezogene aus einem anderen Bundesland bisher nicht leicht gehabt hatten, vor Ort Gehör für sich selbst, ihre Lieder und Geschichten zu finden. Da war eine höchst anregende kulturelle Vielfalt innerhalb unserer örtlichen Ad-hoc-Ensembles, die fast nie (und wenn, dann allenfalls für einen ersten, kurzen Moment) durch Berührungängste limitiert wurde. Und da war eine erfreulich weite Altersspanne, die an vielen Stationen von Kindern bis Senioren reichte.

Doch ein wichtiger Brückenfeiler fehlte. Es war mir als musikalischer Projektleiter im Vorfeld in keinem der beteiligten Orte gelungen, Mitglieder oder Multiplikator*innen eines örtlichen Chores oder Musikvereins für eine aktive Mitwirkung zu gewinnen. Die Gründe dafür waren vielfältig. So versäumte ich es anfangs, mich frühzeitig um sondierende Vorgespräche und Terminabstimmungen mit den Chorleiter*innen und Vereinsvorständen zu kümmern und bereits im Vorfeld in ausreichendem Maße mein Interesse an der reichen lokalen Musikkultur zu signalisieren. Hinzu kam, dass *Trimum* als „Juniorpartner“ (im Gegensatz zum eigentlichen Projektträger, dem Landesverband der Amateurtheater) auf der Alb gänzlich unbekannt war. Unser online leicht abrufbares interreligiöses und interkulturelles Profil scheint das dadurch ausgelöste Gefühl von Fremdheit bei manchen örtlichen Vereinen (insbesondere dort, wo die Ortskultur stark vom Pietismus geprägt war) noch zusätzlich verstärkt zu haben.

Nachdem ich meine Anfangsfehler erkannt hatte, intensivierten wir die vorbereitende Kontaktaufnahme mit den Chören und Musikvereinen der drei verbleibenden Stationen. Doch diesmal kam uns die Corona-Pandemie in die Quere und verhinderte, dass eigenes Dazulernen sich in reales Bessermachen umsetzen ließ. So kam es, dass unserer musikalischen Antwort auf die Frage „Wie klingt das Land heute?“ eine ganz entscheidende Klangfarbe fehlte: Die beeindruckend vitale und engagierte Musikkultur der Alteingesessenen. Bedauerlich für mich selbst, weil ich gerne mehr über die örtlichen Traditionen gelernt hätte. Bedauerlich aber auch deswegen, weil es ja letztlich die Chöre, Musikvereine und ihre Leiter*innen gewesen wären, die diese schönen Begegnungen auf musikalischer Ebene in einen nachhaltig wirksamen Impuls hätten verwandeln können.

Aber vielleicht hat sich durch die Konzentration auf jene, die nicht „immer schon hier waren“, ja auch eine unbeabsichtigte Chance eröffnet. Um in einer Orchesterprobe auch die Bratschen und zweiten Geigen in ihrer ganzen Schönheit und Verletzlichkeit wahrnehmen zu können, muss man manchmal die allzu vertraute Hauptstimme weglassen. Spielt man danach wieder im Tutti, sind die Töne noch immer die gleichen. Doch in der Wahrnehmung derer, die dabei waren, hat sich etwas verändert. Zu hoffen wäre, dass sich im Falle einer Fortsetzung die bereits erlebte Vielstimmigkeit mit dem Cantus Firmus der angestammten örtlichen Musikkultur vereinen wird.

Gast statt Gastgeber sein

Für mich persönlich wurde das große Potential der Heimatkarawane besonders in zwei Momenten sichtbar, in denen ich – beide Male ungeplant – die Rolle des gastgebenden musikalischen Leiters aufgab und mich komplett auf die Rolle des Gastes in fremder Umgebung einlassen konnte. Der erste dieser beiden Momente war ein spontaner abendlicher Besuch eines überaus beeindruckenden Konzertes mehrerer örtlicher Bläservereine und Fanfarenzüge. Ich weiß nicht, was mich an diesem Abend mehr faszinierte: Der Einfallsreichtum und die Qualität der musikalischen Arrangements (die allesamt aus dem Kreise zweier vielfach verschwägerter örtlicher Musiker-Dynastien zu stammen schienen) – oder das gesamte Ritual, das von einer einzigartigen Mischung aus Traditionspflege und Trash, Feierlichkeit und Selbstironie geprägt war. Meine aufrichtige Begeisterung machte es mir leicht, im Anschluss an das Konzert mit den Leiter*innen und Vorständen der beteiligten Vereine ins Gespräch zu kommen – zu spät leider, um sie noch für eine aktive Mitwirkung gewinnen zu können.

Mein zweites persönliches Highlight begann als ein Moment des Scheiterns. In einem der sechs Orte hatten sich so gut wie keine Teilnehmer*innen angemeldet. Unsere gesamte dramaturgische Planung war dadurch obsolet geworden, was uns dazu zwang, uns komplett auf das „Hier und Jetzt“ einzulassen. Aus dieser Situation der Konzeptlosigkeit heraus entstand dann mit spontanen Besuchen im örtlichen Altenheim, mit einer interkulturellen Back-Aktion in einem alten Backhaus und mit einer wunderschönen kulinarisch-musikalischen Abschlussfeier ein wahrhaft einzigartiges Wochenende. Entscheidend für dies alles war, dass wir unsere geplante Dramaturgie und mit ihr auch die Rolle des Gastgebers hinter uns ließen, uns selbst auf den Weg machten und zu Gästen wurden, die sich zu Fuß von Schauplatz zu Schauplatz bewegten.

Die Kombination aus diesen beiden Erlebnissen und dem für mich ansonsten durchaus frustrierenden Nicht-Erreichen der örtlichen Kulturträger führt mir im Rückblick vor Augen, dass derartige Projekte so wenig wie möglich *Top-down* gedacht werden sollten. Das Wissen darum, dass man von außen kommt und mit dem eigenen Angebot in fremder Umgebung zu Gast ist, muss ein zentraler konzeptioneller Ausgangspunkt sein. Andernfalls läuft man Gefahr, als *ungefragter* und *uneingeladener* Gast wahrgenommen zu werden, der fremde und befremdliche Angebote in ein kulturelles Biotop zu implementieren versucht, das in der Selbstwahrnehmung der örtlichen Kulturträger*innen hervorragend funktioniert. Und es funktioniert ja auch tatsächlich: Im besagten Bläserkonzert standen im Laufe des Abends fast zehn Prozent der Ortsbevölkerung als aktive Musiker*innen auf der Bühne.

Wie also lässt es sich vermeiden, dass die eigenen unterstützenden Absichten von den kulturell Aktiven vor Ort als kulturmissionarische und paternalistische Einmischung wahrgenommen werden? Ein naheliegender Ansatz wäre, die örtlichen Musikvereine und Chöre bereits ab der ersten Planungsphase einzubeziehen, um in der Antragsstellung von vorneherein ihre eigenen Anliegen und Ideen berücksichtigen zu können. Der Haken daran: Das Finanzierungsmodell „EU-Mittel für Kultur im ländlichen Raum“ begünstigt größere, professionelle Träger, die über viel Erfahrung und ausreichende Ressourcen in Sachen Antragsstellung verfügen. Diese aber werden aus guten Gründen versuchen, die Vernetzung und konzeptionelle Abstimmung mit den regionalen Musikvereinen und Chören als Projektbaustein in ihre Anträge einzupreisen, da ihnen andernfalls ein gewaltiger Vorlauf an ehrenamtlicher Vernetzungsarbeit ohne jede finanzielle Erfolgsgarantie blühen würde.

Fahrendes Volk und Kulturtransfer

Ein anderer, interessanter Weg könnte deshalb darin bestehen, die Idee unseres Projektes konsequent zu Ende zu denken und sich tatsächlich zu trauen, *Karawane zu sein*. Eine Karawane kann man von innen und außen betrachten. Von innen betrachtet kann sie für eine gemeinsame Reise stehen, für Aufbruch, Abenteuer und den Zusammenhalt einer verschworenen Gemeinschaft. Von außen betrachtet steht sie für Fremdheit und Kulturtransfer. Menschen kommen aus der Ferne, lassen sich eine Weile nieder und werden irgendwann weiterziehen. Je größer die anfängliche Fremdheit, umso deutlicher kann der Prozess des wechselseitigen Vertrautwerdens spürbar werden. Je länger sie am einzelnen Ort bleiben, umso mehr kultureller Austausch findet statt.

Diese Form des Ankommens, Verweilens und Weiterziehens könnte in den Mittelpunkt des Konzeptes gestellt werden. Statt das gesamte Geschehen aus der sicheren Entfernung eines großstädtischen Büros oder weit entfernten Home-Office minutiös voranzuplanen, um dann letztlich vor Ort ein kurzes, durchgetaktetes Gastspiel zu geben, könnte sich die Karawane einfach auf den Weg machen. Eine solche, stark *verlangsamte* Heimatkarawane könnte über mehrere Wochen oder Monate hinweg mit möglichst wenig organisatorischem und materiellem Ballast von Ort zu Ort ziehen und sich an jeder Station so viel Zeit nehmen, wie für eine wertschätzende Kontaktaufnahme, ein wechselseitiges Kennenlernen und für den örtlichen, interkulturellen Brückenschlag nötig wäre.

Auch dieser Ansatz hat auf den ersten Blick einen großen Haken. Er würde ein Maß an Wagemut und Ergebnisoffenheit erfordern, das weder in der Kulturförderung noch in unserem professionalisierten und institutionalisierten Kulturunternehmertum vorgesehen

ist. Dies lässt ihn riskant und radikal erscheinen. Doch dieser Schein trügt. Global und historisch gesehen ist das, was ich hier skizziere, eine fast schon triviale Selbstverständlichkeit. Musikerinnen und Musiker sind schon immer *fahrendes Volk* gewesen: Wanderer zwischen den Sesshaften, die deren Lieder und Geschichten von einem Ort zum anderen trugen. Ob mittelalterliche Minnesänger, westafrikanische Griots oder pfälzische Wandermusikanten: historisch und global gesehen waren große Teile des Berufsmusikertums mit einer nomadischen Lebensform verknüpft. Und so besteht denn auch ein wichtiger Bestandteil unseres interkulturellen *Trimum*-Repertoires aus jenen Melodien, die von den sephardischen Juden rund ums Mittelmeer getragen wurden und deshalb auf dem Balkan ebenso bekannt sind wie in der arabischen Welt.

Auch heute noch sind viele von uns Musiker*innen „fahrendes Volk“. Aber wir sind es auf eine ausgesprochen umweltschädliche und wenig nachhaltige Weise. Wer heute in Sidney und morgen in New York auf der Bühne steht, sorgt nicht für Kulturtransfer, sondern verhält sich einseitig expansiv. Und genau an dieser Stelle beginnt das „Prinzip Heimatkarawane“ interessant für einen sehr viel größeren Zusammenhang zu werden.

Fremdheit und Selbstvergewisserung

Im Frühjahr 2019 haben wir im Rahmen von *Trimum* damit begonnen, uns mit den Wechselwirkungen zwischen Musik und der globalen Klima- und Umweltkrise auseinanderzusetzen. Seither treibt uns in Zukunftswerkstätten und Modellprojekten die Frage nach neuen, zukunftsfähigen Berufsbildern und Organisationsstrukturen in der Musik um. Kann deren altes, klimaschädliches und expansives Wertesystem (maximale Reichweite, unbegrenzte digitale Verfügbarkeit und Internationalität als zentrale Werte) durch ein neues, reduktives und nachhaltiges Wertesystem ersetzt werden, das auf Regionalität, Flüchtigkeit, kulturelle Selbstversorgung und unmittelbare Resonanz setzt?

Als Langzeit-Modellprojekt haben wir in diesem Zusammenhang das *Hamburger Stadtteilkantorat* entwickelt, das für einen möglichst diversitätsbejahenden und kultursensiblen Ortsbezug steht. So bemühen wir uns im Stadtteilkantorat darum, den Radius unserer Aktivitäten bewusst klein zu halten und uns auf die musikalische Verantwortung für einen klar definierten Nahbereich zu konzentrieren – in diesem Fall für das kulturell sehr vielfältige Quartier Mümmelmannsberg im Osten Hamburgs. Diese lokale Verantwortung setzt einen Verzicht auf jegliche kulturelle oder weltanschauliche Exklusivität voraus. Das Stadtteilkantorat kann nur funktionieren, wenn es tatsächlich allen offensteht und keine sichtbaren oder unsichtbaren Schranken aufbaut.

Die Erfahrungen im Rahmen der Heimatkarawane werfen nun die Frage auf, ob ein solcher Ansatz auch in ländlichen Regionen funktionieren kann. Unsere ersten Versuche zeigen: Zumindest auf musikalischer Ebene funktioniert er nur bedingt. Wo jede jeden kennt und alle tagtäglich aufeinander angewiesen sind, da prallen kulturelle Identitäten und Unterschiede sehr viel ungeschützter aufeinander, als in der distanzierteren Anonymität der Großstadt. Ländliche Kultur spielt deshalb immer auch die Rolle einer exklusiven Selbstvergewisserung derer, die „hierher gehören“. Besonders spürbar wurde dies für uns in jenen schwäbischen Ortschaften, die aufgrund von Tourismus oder wegen einer großen, ortsansässigen Klinik eine hohe Fluktuation von kurzzeitigen Gästen aufwiesen. Gerade hier erschien die musikalische Vereinskultur als ein kultureller Schutzraum und

identitätsbewahrender Rückzugsort der Alteingesessenen – was wiederum bei den Zugezogen (selbst dann, wenn sie sich schon vor Jahrzehnten angesiedelt hatten) ein unüberwindbares Gefühl der Nichtzugehörigkeit erzeugte.

Ausgehend von dieser Beobachtung lässt sich ein Bogen zu einer Debatte schlagen, die gegenwärtig innerhalb der akademischen Nachhaltigkeits- und Transformationsforschung geführt wird. Dort werden schon seit längerem unter den Stichworten *Postwachstumsökonomie* oder *Degrowth* ökonomische Modelle diskutiert, die auf regionaler Selbstversorgung beruhen und die globale Mobilität von Waren und Menschen als zentralen Teil unserer Umwelt- und Klimaprobleme betrachten.

Von seinen Anhänger*innen wird dieses Modell als wichtiger Lösungsweg zu einer zukunftsfähigen und klimaschonenden Gesellschaftsform verstanden. Kritik an diesem Denkansatz kommt jedoch nicht nur aus dem kapitalistischen Mainstream, sondern auch von Linken und Grünen. Einer ihrer Einwände: Sie bezweifeln, dass sich die geforderte Regionalisierung und Ent-Globalisierung mit dem Ideal einer offenen und kulturell diversen Gesellschaft verbinden lässt. Stattdessen befürchten die *Degrowth*-Kritiker*innen, dass die mustergültige Ökobilanz derer, die ihr Heimatdorf nie verlassen, einen zu hohen Preis hat: Kulturelle Abschottung, nationalistische oder separatistische Tendenzen und eine Reserviertheit gegenüber allem Fremden und Neuen.

„Prinzip Heimatkarawane“ als kulturelles Mobilitätskonzept

Die Wiederbelebung alter Formen eines verlangsamten Kulturtransfers („fahrendes Volk“, „Wandermusikanten“, „Grand Tour“) könnte im Spannungsfeld dieser Fragen eine interessante Spur sein, weil sie einen dritten Weg zwischen regionaler Abschottung und grenzenloser kultureller Offenheit darstellt. Aus kulturgeschichtlicher Perspektive bestand eine der gesellschaftlichen Funktionen des Wanderzirkus und ähnlicher nomadischer Kulturformen darin, dass sie ein dosiertes Maß an kultureller Fremdheit mit sich trugen und auf die Bühne brachten. In der Vergangenheit taten sie dies auf eine hoch problematische Weise. Bis ins 20. Jahrhundert hinein wurden Fremde im Zirkus zur Schau gestellt, mit Tieren gleichgestellt, entblößt und begafft. Doch diese Zeiten sind hierzulande zum Glück vorbei.

Das „Modell Heimatkarawane“ stellt Fremdheit nicht zur Schau, sondern macht sie angstfrei erlebbar, indem es sie in den Mittelpunkt eines dialogischen und partizipativen Geschehens rückt. Fremdheitsgefühle müssen auf diese Weise weder abgewehrt noch tabuisiert und beiseitegewischt werden, sondern sie können spielerisch inszeniert und überwunden werden. Doch dieser Prozess braucht Zeit. Warum also nicht zwei Dimensionen von Nachhaltigkeit – das ökologisch Sinnvolle und das kulturell Wirksame – miteinander verbinden und gerade bei partizipativen Projekten *so langsam wie möglich* touren?

Denkbar und sinnvoll wären solche neuen Formen eines verlangsamten und gerade dadurch intensivierten Kulturtransfers nicht nur im ländlichen Nahbereich. Noch viel wichtiger und wirksamer wären sie auf der Ebene des internationalen Kulturaustauschs. Das CO₂-Konto der europäischen Kultur ist schon lange überzogen. Es wäre an der Zeit, dass europäische Musiker*innen sich darauf verpflichten, selber nur noch „as slow as possible“ und so klimafreundlich wie möglich auf Tour zu gehen. Insbesondere eine europäische Kulturförderung, die dem *New Green Deal* gerecht werden will, sollte Auslandsflüge von Europäer*innen aus der Liste der förderungswürdigen Aktivitäten streichen und es im Sinne

der internationalen Klimagerechtigkeit allenfalls noch Kulturschaffenden des globalen Südens ermöglichen, ihre kulturellen Werte per Flugzeug in den Norden zu tragen.

Neue Konzepte eines partizipativen *Slowest Touring* können nicht nur zur Belebung ländlicher Regionen beitragen. Sie könnten zu einer reduktiven und besonders resonanzreichen Form des Kulturaustauschs weiterentwickelt werden, der auf vielen Ebenen zur Anwendung kommen könnte: Auf regionaler Ebene als kleiner Puzzlestein im Bemühen um eine zukunftsfähige Postwachstumskultur und international als Gegenentwurf zum gegenwärtig vorherrschenden, umweltschädlichen Konzept von Kulturtransfer als entfesselter Rastlosigkeit.